

„Darüber spricht man nicht!“

Von Walter Bär-Vetsch, Altdorf

Die Aufklärung der Kinder über das Geburtsereignis war bis weit ins 20. Jahrhundert nicht üblich. Zurzeit unserer Grosseltern war in vielen Familien eine Ohrfeige die häufigste Antwort auf die Frage, woher die Kinder kämen.

Eine spätere Grossmutter hat sich erinnert, dass ihre Frage nach der Herkunft der kleinen Kinder, die sie damals als Mädchen sehr beschäftigte, im Elternhaus unbeantwortet blieb: „Was stellte ich mir damals nicht alles vor! Eines Tages fragte ich Mutter, ob die kleinen Kinder so wie die Kälbchen auf die Welt kämen. Sie sagte: „Wenn du nicht sofort schweigst, bekommst du eine Ohrfeige. Darüber spricht man nicht!“ Diese Antwort befriedigte meine Neugierde keineswegs. Als ich sieben Jahre alt war und erneut ein Geschwisterchen erhielt, kannte ich die Herkunft der Kinder immer noch nicht. Als ich am Morgen aufstand, lag das Schwesterchen einfach in der Wiege; eines mehr! Ich suchte überall nach Spuren des Ereignisses. Nicht umsonst! Man weichte damals bei uns auf dem Bauernhof für das Vieh Abfall von gemahlene Leinsamen in Wasser ein, der zu einer schlüpfrigen Masse wurde. Ich dachte sofort, dass das – wie beim Geburtsvorgang unserer Kühe – die Nachgeburt wäre. Ich musste unbedingt mit jemandem über meine Entdeckung reden. Ein Nachbarsbub, ein Jahr älter als ich, kam mir dazu gelegen: „Du glaubst nicht, aber es sind die Mütter, die die Kinder machen. Komm, ich zeige dir die Nachgeburt!“ Sogleich erzählte er alles seiner Mutter, die sich bei meinem Vater über mich beklagte: „Wenn du sie nicht verhaust, dann werde ich es tun!“ So hat mir Papa vor ihren Augen die Rute gegeben. Als ich fast ausser Hörweite war, beteuerte er ihr gegenüber, er habe nichts liegen lassen, sondern – wie es damals in Bauernhäusern der Brauch war – die Nachgeburt im Keller vergraben. Was ich gesehen hätte, sei wirklich Leinsamenbrei für die Kühe. Das Gehörte bewies mir, dass etwas an der ganzen Sache faul war. Tatsache war, dass Kinder nur dann zur Welt kamen, wenn die Mutter „krank“ war. Ich wandte alle Schliche an, um mehr herauszufinden. Als die Geburt des nächsten Bruders bevorstand – ich war elf Jahre alt –, versteckte ich mich im Nebenzimmer. Ab und zu spähte ich durchs Schlüsselloch. Ich sah Mama im Elternschlafzimmer herumspazieren, in ihrem Rock aus Barchent, aus dem man auch Windeln machte. Das war alles, was ich sehen konnte! Nach dem ersten Schrei des neuen Brüderchens rannte ich ins Zimmer, um zu sehen, ob es auch eine Nabelschnur hatte wie die Kälbchen. Der Kleine lag in der Wiege, nahe beim Ofen, in eine Windel gewickelt. Die Hebamme war mit meiner Mutter beschäftigt. Heimlich deckte ich ihn ab und schloss aus der vorhandenen Nabelschnur, dass er wie ein Kälbchen geboren wurde. Jetzt war ich sicher! Ich wusste Bescheid! Doch darüber sprechen durfte ich nicht.“

Die Mutter war eben „krank“.

Zurzeit der Hausgeburten übernahm die Hebamme, hilfsbereite Nachbarinnen oder verwandte Frauen die Betreuung von Mutter und Kind. Die Väter waren bei der Geburt nicht dabei. Ihre Sache war es, vor allem nachts, die Hebamme zu holen und in schwierigen Fällen den Arzt zu rufen. Wurde das Kind in der Nacht geboren, konnten es die Geschwister am Morgen im Stubenwagen bewundern. Dass der Vater tags trotz bevorstehender Geburt wie immer zur Arbeit gehen musste, war selbstverständlich. Dann versorgten die Helferinnen auch die Kinder, die ausser Haus zu Nachbarn gebracht wurden und dort, weil die Mutter eben „krank“ war, so lange betreut wurden, bis die Geburt vorüber und die Mutter versorgt war.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war das Sprechen über die tatsächliche Herkunft eines Neugeborenen im Volk weder angängig noch üblich. Die Eltern redeten mit ihren heranwachsenden Kindern kaum oder nicht darüber. Über die Herkunft der kleinen Kinder und darüber, wer sie brachte, kursierten unterschiedliche Erklärungen. Diese liessen sich regional nicht stricte abgrenzen, bestanden doch je nach Familie, Einheirat aus fremden Gebieten und dem Einfluss von Zeitschriften unterschiedliche Aufklärungen.

Verschiedene Kinderbringer

Die Geschichte vom Storch als Kinderbringer, die später allgemein bekannt war und die kindliche Phantasie so stark beschäftigte, verbreitete sich in der Schweiz erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. An seiner Stelle kannte man hierzulande bis dahin andere Kinderbringer: weniger Tiere (z. B. die Elstern im Unterwallis), vielmehr bestimmte Personen, die allein den Ort der ungeborenen Kinder kannten. Im Deutschwallis war es ein Waldbruder, im Engadin ein Hirte, im Toggenburg eine alte Frau, die die Kinder in einer Butte brachte. Der Waldbruder brachte die Kinder zuweilen aus dem Himmel oder auch aus dem Wald, wie es seiner abgelegenen Behausung entsprach. In Schwyz holte der Waldbruder vom Tschütschi die Kinder beim Kindlistein im Tschütschiwald. Oft suchten auch Frauen diese Orte der Kinderherkunft auf ihren Wallfahrten auf, um Kindersegen zu erleben. Im Bleniotal brachte die heilige Anna die Kinder. Dass gerade die Mutter Marias als Kinderbringerin besonders geeignet war, lag auf der Hand, riefen die Schwangeren sie doch auch als Fürbitterin um eine gute Niederkunft an. Nur gelegentlich sagte man, die Kinder wären von den Eltern, vom Vater oder von der Mutter irgendwo geholt worden.

Kinder kaufen gehen

Im Kanton Tessin war der Aberglaube des Kinderkaufs in Läden stark verankert. Im Zürcher Oberland kaufte der Vater die Kinder auf der Zurzacher Messe, im Kanton Appenzell holte er sie jenseits der Grenze in Lindau, oder der heilige Nikolaus langte sie – wie im Kanton Luzern – von einem Baum herunter und brachte sie den Eltern. Im Aargau liessen die Eltern bei einem Kinderwunsch ihre Kinder beim Schloss Baden an die Wand klopfen und einen Zettel mit „Samichlaus, schick mer au es Brüederli (Schwöschterli)“ einwerfen. In andern Erklärungen spiegelte sich die erzieherische Absicht, mit Rücksicht auf das kindliche Gemüt von gütig gesinnten Mächten zu reden, die dem christlichen Glaubensbereich angehörten. So ersetzten in frommen Familien christliche Anschauungen wie Schutzengel oder der liebe Gott die altherkömmlichen Redensarten. Der Engel als Kinderbringer war auch nicht so abwegig: Engel sind in der Bibel wiederholt Ankünder der Geburt, nicht nur bei der Verkündigung an Maria. Nur selten, z. B. im Kanton Wallis, kamen die Kinder durch das Kamin herab oder direkt vom Himmel. Viel häufiger war die Erklärung an die neugierigen Kinder, dass ihre Geschwister aus gewissen Felsen, Schluchten oder unter gewissen Steinen (Kindlisteine) hervor geholt werden mussten. Im Aargau klopfte die Hebamme an einen bestimmten Stein und ging dreimal pfeifend darum herum. Wenn sie im Pfeifen nie abgesetzt hatte, fand sie ein Knäblein, sonst ein Mädchen. Oder sie öffnet den Kindli- oder Tittistein mit einem goldenen Schlüssel oder rutscht mit dem nackten Hintern über den Stein. An anderen Orten – namentlich in der Innerschweiz – kamen die kleinen Kinder aus Bäumen (dem Kindlibaum) oder aus hohlen, morschen Baumstrünken. Hier holte man die Kinder auch aus dem Kleinkinderbrunnen oder einer Kiste in Maria Einsiedeln. In der französischen Schweiz war der Glaube allgemein, dass man die kleinen Kinder in einem Kohlkopf oder Kürbis im Garten fände (daher auch die Koseform "Mon petit chou"). In der Nordostschweiz am bekanntesten waren die Kinderbrunnen, Teiche und besonders die Brunnenstuben, aus denen die Kinder geholt wurden. Das ständige Murmeln des Wassers in der Brunnenstube deutete auf die Kinderfabrikation hin. In Schaffhausen wurde der Glaube der Kinder dadurch noch besonders genährt, dass die Mütter mit ihnen am Pfingstmontag ins Mühlental hinauszogen, um zu schauen, "ob wieder ein neues Kindli parat sei". Der Brunnenwärter zeigte dann den Kleinen im Halbdunkel des geöffneten Brunnenhäuschens Puppen, die auf dem Wasser schwammen. Was in Urzeiten sinniger Glaube einer mit der Natur eng verbundenen Menschheit gewesen war, die überall in Stein, Baum und Wasser Leben sah, benützten spätere Generationen, um den neugierigen Wissensdurst der Kinder zu befriedigen. In all diesen Erklärungen, dass Kinder in der Natur wohnten, steckten auch Reste alten Glaubens. Hier mischt sich Heidnisches und Christliches auf eigentümliche Weise.

Und dann kam der Storch!

Dass der Storch die kleinen Kinder brachte, bestand bis Ende des 19. Jahrhunderts vorwiegend als deutscher Kinderglaube, der nun allmählich in der Deutschschweiz Fuss fasste. Danach holte der Storch die Kinder aus einem Brunnen und biss anschliessend die

Mutter ins Bein, damit sie sich ins Bett legen musste, in das nun Meister Adebar das Kind legte. Dass sich der Storch viel am Wasser aufhält und dort Frösche fängt, verhalf ihm zum Ruhm als Kinderbringer, wohnten doch nach altem Volksglauben die Seelen der Kinder auch im Wasser. Zudem galt der Frosch im Mittelalter als Fruchtbarkeitssymbol. So liessen sich in dieser Storchengeschichte einige mythologische Motive wiederfinden. Dazu passt auch, dass der Storch den Spitznamen Adebar hatte. Dieser Name setzt sich zusammen aus dem althochdeutschen „Auda“, das Glück, und der Endsilbe „bar“, die „bringen“ oder „tragen“ bedeutet. Adebar, der Glücksbringer!

Kinder im Hebammenköfferchen

In der Innerschweiz galt die Hebamme in früheren Zeiten als meistgenannte Kinderbringerin. Dass die Redensart von der Hebamme der Wirklichkeit nahe stand, mochte mit eine Ursache für ihre Wahl sein. In ihrer Tasche oder ihrem Köfferchen, so erklärte man den Kindern, bringe sie die Kleinen aus dem nahen Wald, einem Baumstrunk oder einer moosigen Aue. Erst in den 1920-er Jahren wurde in der Innerschweiz auch der Storch als Kinderbringer bekannt. Im Wort „Storchentante“ vermischten sich die beiden später meistgenannten Kinderbringer.

Kinderherkunft und -bringer in Uri

Auch im Kanton Uri nannten die Erwachsenen den Kindern verschiedene Orte der Kinderherkunft und Kinderbringer. Im Meiental holte die Hebamme die Kleinen ab der „Rüsstilli“ (Estrich, Dachraum). Während der Zeit, in der die Hebamme bei der Mutter im Hause weilte, führte der Grossvater die Geschwister in den Stall und betete dort mit ihnen. In Göschenen brachte der Bündner Schweinehändler die kleinen Kinder. Vermochte er nicht allen Bestellungen zu genügen, holte man sie ihm Riental, wo die kleinen Kinder an einer „blutten“ Tanne wuchsen. Später kam es hier auch vor, dass der Storch der Mutter auf den Fuss trat und dabei eines verlor.

Wie sich sogar im Kinderglauben die enge Verbundenheit zweier Landschaften spiegeln konnte, zeigte sich im Urserental: Hierhin – und auch nach Wassen – brachte der Pinner (Bündner) die Kinder ab dem Oberalp, dem Pass zwischen dem Urserental und dem Tavetsch. In der Göschneralp kamen sie von Disentis, wo sie auf den Bäumen wuchsen, oder „dr Twär“ (Südwestwind) brachte sie der jungen Familie „uber d'Älpigerlickä“.

Die Seelisberger holten ihre kleinen Erdenbürger aus der Höhlung des „Chindlischteis“ (auch Hexenstein genannt), eines Steinblocks, der in einer Schar erratischer Blöcke im Wald ob der Oberrüti (Volligen) steht. Heute schmückt ein Marienbild den Herkunftsort. Am Tabletbach in Bauen, im Gut Blybelhölzli, befand sich ein freistehender, haushoher Stein, früher Hexenstein genannt. An seiner Westseite sah man eigenartige Flecken, wie von nassen, schmutzigen Finken hinterlassen. Hexen drückten sie ein, als sie den Stein als Tanzplatz benutzten. Der Stein umschloss eine Kammer, aus der die Leute von Bauen früher ihre Kleinen holten (später „Chindlischtei“ genannt). Die Hebamme von Isenthal nahm die Kleinkinder unter einem Plattenstein mit Vertiefung, dem „tosset Schtei“, hervor.

Aus dem Riedertal

Auch der „Mytämättelischtei“ oberhalb der Riedertaler Kapelle galt als „Chindlischtei“, als Herkunftsort der Kinder. Kleine Kinder holte man auch bei der Kapelle Unserer Lieben Frau. Neben der Kapelle befände sich ein Kasten, „dr Tittichaschtä“, in dem die kleinen Kinder aufbewahrt würden. Wer sieben mal auf den Knien um die Kapelle herumruschte, konnte den Kasten sehen und den Schlüssel dazu beim Riedertaler Kaplan holen. Wer nun nochmals 99 mal 99 Mal auf den Knien um den Kasten herumging, sah darin die Kinder. Eine andere Erklärung sagte, dass die Frauen die kleinen Kinder aus dem Quellbrunnen, der zwischen Kapelle und Sigristenhaus fliesst, holten.

Doch mit einer Wallfahrt ins Riedertal erhofften sich die gebärwilligen Frauen, schwanger zu werden. Auf den Knien schnaggend, leisteten die Frauen Bittgänge um die Kapelle: Mit fünf Umgängen erhofften sie sich ein Mädchen, mit sieben einen Knaben. Der Kaplan soll sich einmal beklagt haben, dass in den Gebetsanliegen der Wallfahrenden und Gläubigen immer mehr Bestellungen für Mädchen als für Knaben aufgegeben würden. Er beschwerte sich beim Sigristen auch, weil die nähere Umgebung der Kapelle vielen Pilgern als Ort für die Verrichtung

ihrer Notdurft diene. So half eine Wallfahrt ins Riedertal kinderlosen Frauen in mehrfacher Hinsicht: Sie konnten zur Mutter Gottes beten und zugleich dem tiefsten Aberglauben frönen.

Ins Riedertal zur Kapelle oder zum „Mytämättelischei“ gingen Frauen nicht nur, um Kindersegen zu erleben, sondern auch, wenn sie heiraten wollten, aber noch keinen Bräutigam gefunden hatten.

Aufklärungshilfen

Im ersten Kindesalter mochten all solche Erklärungen über die Kinderherkunft und Kinderbringer noch genügen. Aber in den Jugendjahren reichte eine solche Aufklärung nicht mehr. Doch auch dann noch wurde über dieses Thema nur in wenigen Elternhäusern gesprochen. Da kam Bischof Franziskus von Streng 1939 den hilflosen Eltern mit zwei Kleinschriften entgegen. Die eine, für Schüler der oberen Klasse, tastete sich an die Schwangerschaft und Geburt heran („Ein schönes Geheimnis den Kleinen anvertraut“). Die andere Schrift („Ein heiliges Geheimnis den Grossen anvertraut.“), für Jugendliche gedacht, redete respektvoll von der Zeugung, über die die meisten nur vage aus eher trüben Quellen Bescheid wussten.

Die Aufklärung drang nicht zu allen vor.

Dass diese Schriften aber nicht alle Bergtäler erreichten, zeigt folgende Begebenheit aus dem Meiental: Zwei Burschen, der Schule bereits entlassen, mussten in Wassen die Hebamme holen. Ihre Mutter lag „krank“ im Bett und bedurfte deren Hilfe und Unterstützung. Auf dem Rückweg in ihr Heimwesen trugen die beiden Jünglinge abwechselnd das Köfferchen der Hebamme. Diese merkte wohl, dass sich die beiden nicht mit grösster Begeisterung ihrem Gepäck annahmen. Der Weg führte zu einem Holzsteg, der die Meienreuss querte. Nun nahm die Hebamme einige Wortfetzen der ihr folgenden Burschen auf: „... daheim schon genug Kinder ... wieder eines mehr ... und wir müssen es noch ihrem Köfferchen heimtragen ... am besten von der Brücke in die Meienreuss werfen ...“. Die Hebamme stellte die Jugendlichen gerade rechtzeitig vor ihrer Untat, den Hebammenkoffer ins Wasser zu werfen, zur Rede. Es verschlug ihr die Sprache, meinten die beiden doch, dass sie in ihrem Köfferchen der Bauernfamilie ein weiteres Kind ins Meiental brächte. Die Hebamme staunte über die Naivität der beiden. Sie öffnete ihren Koffer und zeigte den beiden ihre Utensilien. Was blieb, waren unbeantwortete Fragen, Unsicherheit und grosse Augen, aber auch Verständnislosigkeit und Zweifel an der Wahrheitsliebe der Erwachsenen. Vielleicht wäre in dieser Stunde eine sorgfältige Aufklärung das Richtige gewesen, aber wer wollte einen Konflikt mit den Eltern heraufbeschwören, die keine Aufklärung wünschten? „Das kommt von ganz allein, darüber braucht man nicht lange zu reden“, war die damalige Ansicht der meisten Erwachsenen. So liess auch die Hebamme die beiden Burschen in ihren Gedanken und Zweifeln. Später bereute sie ihr Schweigen.